



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Freitag, 14. Januar

1927.

Strandgut.

(7. Fortsetzung.)

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

„Gehen Sie am Samstag zur Réunion?“ fragte Gerda dann.

„N — ein. Ich glaube nicht. Was tut man eigentlich dort?“

Die junge Dame lachte. „Von welchem Planeten sind Sie denn heruntergefallen? Man tanzt, man pouffiert. Zum Pouffieren wären Sie eigentlich schon alt genug, oder wissen Sie am Ende auch nicht, was das ist?“

„O doch, ich kann's mir wenigstens denken“, versicherte Doralias eifrig.

„Schön. Das ist immerhin etwas. Aber vor allen Dingen, man tanzt.“

„Ach, tanzen“, sagte Doralias sehnsüchtig. „Das möchte ich auch. Ich hab's gelernt, aber nur bei meiner Erzieherin und Tante Asta.“

Die Schwestern lachten hell auf. „Alles, was Sie sagen, ist einfach goldig. Also gewissermaßen, wie „Hirsch in der Tanzstunde“.“

Eins zwei drei, an der Tante vorbei,

An der Tante, Gouvernante und der Bank vorbei,
Auf den Platz, zwei drei.“

„Von meinem Schlafzimmerfenster aus höre ich immer die Ballmusik im Kurhaus und denke, ich möchte wohl mit dabei sein. Aber meine Tante ist nicht dafür zu haben.“

„Kann ich mir denken. Tanten sind immer in der Opposition, wenn es sich um das Vergnügen der Nichten handelt. Aber appellieren Sie doch an Ihre Eltern.“

„Ich habe keine“, sagte Doralias leise und wurde sich zugleich eines unendlichen Mangels bewußt.

„Das ist schade. Mit Müttern geht es sich soviel besser um als mit Tanten. Was diese lieben Seelen selbst nicht mehr können, das wollen sie auch der Jugend nicht gönnen. Mütter dagegen haben immer Verständnis, auch wenn sie lahm und blind wären.“

Gerda stieß die Schwester an. „Du, Hilde, ich glaube, er kommt nicht mehr.“

„Scheint so. Also gehen wir“, sagte die Älteste, indem sie gleichmütig von ihrem Möbentisch heruntersprang.

„Ja“, wandte sie sich an Doralias, als man gemeinsam den Rückweg antrat, „das ist nun so, — wir beide besuchen grundsätzlich alles, was Vergnügen macht. Die Zeit, wo man es kann, ist so kurz. Und daher tut mir's immer leid, wenn ich Leute sehe, die, wie Sie, an den Drachensfels festgeschmiedet sind. Zur Réunion aber müssen Sie. Wir werden Sie losreißen. Und wenn die verehrte Tante nicht mitwillt, so nehmen wir Sie eventuell selbst unter unsere bewährten Flügel.“

In der Tat, als Doralias am Nachmittag mit Asta und einer älteren Baltenbaronin häkelnd in der Sandkühle saß, kamen Hilde und Gerda mit größter Sicherheit und Selbstverständlichkeit heran, ließen sich vorstellen, plauderten lebhaft und lebenswürdig, von allem Möglichen und brachten endlich ihr Anliegen in betreff der Réunion vor. Aber es war ihnen ganz und gar nicht gelungen, sich zu insinuierten, und Asta lehnte ohne weiteres ab. Ihr selber waren geräuschvolle Veranstaltungen zuwider und diesen fremden, sonderbaren Ge-

schöpfen, die sich hier auf eigene Hand herumtrieben, sollte sie ihr Kind anvertrauen? Ausgeschlossen! Als die Schwestern sich bald darauf empfahlen, begleitete Doralias sie noch ein Stückchen.

„Mit Pauken und Trompeten durchgefallen“, lachte Hilde. „Aber trösten Sie sich. Nun wird die Sache erst interessant, und mir ist es Ehrensache geworden, meinen Willen dennoch durchzusetzen. Wann geht die gnädige Tante zu Bett?“

„Manchmal schon um halb zehn Uhr.“

„Und schlafen Sie mit ihr in einem Zimmer?“

„Nein.“

„Ausgezeichnet. Dann ist die Sache höchst einfach. Sobald die Gute in den Federn ist, nehmen Sie Reiß aus. Von der Wirtin lassen Sie sich den Haus Schlüssel geben.“

„Dann erfährt es Tante Asta.“

„Nun, dann vom Hausmädchen. Und geben Sie der ein anständiges Trinkgeld, dann weiß sie, daß sie schweigen muß.“

Hilde lachte hell auf.

„Gottvoll! Ich freue mich schon darauf wie ein Spitzhube. Machen Sie kein so bedenkliches Gesicht, Kleine. Schütteln Sie ruhig den Lanteneinfluß ab. Das ist keine Sünde. Na, Sie können sich's ja bis morgen noch überlegen, und falls Ihre Tugend Sie ganz und gar unterkriegt, so geben Sie uns Bescheid. Wir wohnen im Hotel Seestern.“

„Was sprachen Sie noch mit dir?“ fragte Asta, als Doralias zurückkam. Diese warf sich in den Sand und wandte das Gesicht ab.

„Ach — nichts Besonderes. Nur, wie man so spricht.“

„Sie haben etwas entsetzlich Auffälliges.“

„Der Vater ist Staatsanwalt“, murmelte Doralias.

„Mag sein, aber ich möchte nicht, daß du mit ihnen intim würdest.“

Am nächsten Morgen traf Doralias die Schwestern beim Baden. In seidenen Batikostümen sahen sie fabelhaft schön aus. „Wie steht's? Haben Sie die Sache beinahe fertig?“

Doralias trat von einem Fuß auf den anderen.

„Wenn's bloß nicht herauskommt —“

„Unsinn. Nichts kommt heraus, wenn Sie vorsichtig sind. Sorgen Sie nur, daß die Tante rechtzeitig ins Bett abschiebt. Bis halb zehn warten wir auf Sie. Sind Sie dann nicht da, so werden wir annehmen, daß der Drache nicht vom Posten gewichen ist.“

In dieser Nacht konnte Doralias vor Herzklopfen nicht einschlafen. Wie alle Menschen, die unter zu starkem äußeren Zwang gehalten werden, hatte sie ja zuweilen ihr Heil auf krummen Wegen gesucht und sich nicht viel dabei gedacht. Hier handelte es sich zum erstenmal um eine Heimlichkeit größeren Stils, und ganz tief im Grunde murrte das Gewissen. Aber allzusehr lockte das Abenteuer. Den ganzen Tag ging sie in Unruhe umher. Und als der Abend kam, war sie wie im Fieber.

„Tante Asta, es ist deine gewöhnliche Zeit. Wann gehen wir zu Bett? Bist du gar nicht müde?“

„Nein, mein Kind. Frau von Nolde hat mir ein

interessantes Buch geliehen. Ich möchte noch lesen", sagte Usta, indem sie sich mit einem Band Dostojewski in die Sofaecke setzte und die Lampe heranzog. Doralies bebte vor Ungeduld. Sie warf sich in einen Lehnstuhl. Stützte den Kopf in die Hand.

"Dies doch auch, mein Kind. Bist du mit der „Familie Pfäffling“ fertig?"

"Ich mag nicht lesen. Ich bin so furchtbar müde", gähnte Doralies.

"So geh zu Bett", sagte Usta zerstreut, schon ganz im Bann der „Brüder Karamasow".

"Gute Nacht, mein Kind."

"Gute Nacht."

Mit einem Sprung war Doralies zur Tür hinaus. Wenn Tante Usta las, vergaß sie Zeit und Stunde. Unmöglich zu warten, bis sie zur Bett ging. Es mußte riskiert werden. Sie flog den Korridor hinunter, zog das weiße Colienne-Kleid und die Lackstiefe an. Jetzt noch eine Rose in den Gürtel, den Mantel umgeworfen und dann fort. Im Hause war alles still. Nur in der Veranda saßen rauchend ein paar ältere Herren, die nicht auf sie achteten.

In der Halle des Hotels Seestern stieß Doralies auf die Schwestern. „Also doch", lachte Gerda. „Ich hatte eben mit Hilde ein Pfund Pralinen gewettet, daß Sie nicht kommen würden. Nun, um so besser, daß Sie da sind. Also los."

Das Kurhaus strahlte in festlicher Beleuchtung. Im Saal spielte die Musik den Walzer aus der „Lustigen Witwe". Die Gesellschaft war nicht groß und im Grunde alles verhältnismäßig bescheiden. Aber Doralies, die nur die schlichte Solidität alter Herrenhäuser kannte, fand die roten Plüschbänke und die weißen goldverzierten Säulen überwältigend prächtig. Hilde und Gerda in hellen, stark defolietierten China-Kreppkleidern, von einem Schnitt, der gerade ansah, in den Hauptstädten aufzutreten, wirkten auffällig und herausfordernd; auch in einem weit größeren Ort als Sprottendorf würden sie gewirkt haben. Im Nu waren sie von einem Kranz von Herren umgeben.

"Wir sind heute im Nebenberuf Ballmütter und für das Wohl und das Amüsement einer kleinen Rusine verantwortlich. Helfen Sie mir dabei", sagte Gerda. Sie hatte Beziehungen angeknüpft zu einem Helidentenor, der seine Nerven aufrischen wollte und daneben, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, in lässiger Weise ein wenig flirtete. Eben erschien er in der Saaltür. Als Gerda ihn bemerkte, stellte sie Doralies schleunig ein paar Tänzer vor und überließ sie dann sich selbst. Hilde war schon nicht mehr zu sprechen. Sie ließ sich von einem Kottbusser Fabrikanten auf Tod und Leben den Hof machen. Doralies sah badfischhaft niedlich, frisch und unverdorben aus. Und was das Beste war, sie konnte tanzen, hätte es wahrscheinlich auch ohne Fräulein Werneds Bemühungen gekonnt. Das lag als ostgalizisches Erbe in ihr. Die Musik brauchte es nur hervorzulocken. So gefiel sie, und wenn sie nicht allzu unterhaltend war, so waren ihre Tänzer es zum Teil auch nicht. In glücklichem Leichtsinne hüpfte sie herum, vergaß ganz, daß sie auf verbotenen Wegen wandele, daß es eine Tante Usta gebe und was sonst noch so damit zusammenhing. Vor Mitternacht schon empfahl sich der nervöse Helidentenor. Damit hatte die Geschichte für Gerda ihren Hauptreiz verloren, und Hildes Fabrikbesitzer meinte, es sei nun wohl genug der Kreisbewegung. Man sollte sich lieber noch eine Stunde ruhig zusammensetzen. So verfügte man sich mit einem Affessor, der ebenfalls zu Gerdas Gefolge gehörte, in ein Nebenzimmer, das durch Efeuhecken in kleine Plauderwinkel abgeteilt war. Der „Ober" brachte einen Kübel, aus dem sich ein paar Pfaffenhäuse reckten, und Herr Ginding, der Fabrikant, ließ sein silbernes Zigarettenetui herumgehen. Blaue Wölkchen stiegen auf. —

"Fräulein Kalumett, Sie müssen auch rauchen. Mitgefangen, mitgehangen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zigeunerin.

Von Hugo von Köller.

Die Frühlingsnacht war dunkel und kalt. Dichter Nebel bedeckte die Steppen der bulgarischen Dobrutscha und macht die Finsternis noch undurchdringlicher. Grabesstille liegt über den grünen Flächen. In weiter Ferne schlägt ein Hund an, sonst kein Laut vernehmbar.

Gespensterhaft huscht eine Gestalt leichtfüßig durch das hohe Gras, das lange schwarze Gewand streift die nassen Halme. Sie kommt von Osten und hält die Richtung gegen Westen mit einer Sicherheit, als ob ein Kompaß ihr den Weg vorschreibt. Sie kennt keine Furcht. Auf ihr feines Gehör kann sie sich nachts so fest verlassen wie am Tage auf ihr Falkenauge. Mitten in der Steppe macht sie Halt, sucht ein paar dürre Zweige, die sie zu einem Bündel zusammenwirft. Dann läßt sie sich nieder und steckt die Reisige in Brand, um etwaige Wölfe fernzuhalten. Aus einer kurzen Pfeife rauchend streckt sie die müden Glieder und schließt die Augen.

Die Zigeunerin Misch kommt aus den Batowa-Bergen am Schwarzen Meere, wo sie einige Tage bei der Räuberbande des berühmten Topal Ahmed zugebracht hat. Sie hat die Bande gewarnt vor den Truppen, die in Dobritsch zusammengezogen sind, um gegen sie vorzugehen. Sie hat dem Ahmed verraten, daß bulgarische Bauern aus dem Dorfe Mandartien in der Nähe der rumänischen Grenze auf dem Viehmarkt in Dobritsch mehrere Kühe und Pferde und der Schäferbesitzer in dem Nachbardorfe eine bedeutende Anzahl Schafe verkauft haben. In Mandartien war also zurzeit Geld zu finden, und ein Überfall dieses Dorfes würde sich leicht lohnen. Waffen befanden sich kaum im Dorfe, hatte sie zu berichten gewußt. Soldaten seien nicht zu fürchten, da der nächste Posten von etwa 15 Mann auf zehn Kilometer Entfernung von Mandartien an der rumänischen Grenze stehe.

Misch war schlecht entlohnt worden für die wertvollen Nachrichten, die sie überbracht hatte. Das hatte sie verstimmt, aber der größte Schmerz für sie war gewesen, daß der brutale Topal Ahmed ihr keine Stunde Freiheit vergönnt hatte, die sie dem geliebten Mustafa, einem jüngeren Mitglied der Bande, hätte widmen können. Diesem war sie mit dem wilden Gefühl einer Zigeunerliebe zugetan. Nur leinetwegen folgte sie der Bande des ihr verhassten Topal Ahmed, und nur um leinetwegen übte sie die gefährliche Spionage aus, damit er sich bei den Überfällen bereichern sollte.

Die Zigeunerin lag, von bösen Gedanken geplagt, im Gras. Ahmed hatte sie drei Tage lang in seiner Höhle eingesperrt gehalten und ihr schließlich nur einige Pfaster und ein Paket Tabak geschenkt. Dann hatte er sie fortgeschickt, wie einen Hund. Das letztere empfand sie als etwas Selbstverständliches; als eine Zigeunerin, die das Land abenteuerlich durchstreifte, konnte sie keine bessere Behandlung verlangen und war auch nichts anderes gewöhnt. Aber die schlechte Bezahlung empörte sie. Riskierte sie nicht bei jedem Gang, den sie für die Bande tat, ihr Leben? Wenn sie den Truppen in die Hände fiel, so wurde sie aufgehängt wie jeder Räuber.

Dazu kam der Zorn darüber, daß Ahmed sie verhindert hatte, mit dem schönen Mustafa zusammenzukommen. Sie war ein noch sehr junges Weib, der Typ einer schönen Zigeunerin. Das schwarze Haar umrahmte ein hübsches Gesicht. Die prachtvollen Augen strahlten glühende Leidenschaft aus, und, wenn sie lächelte, zeigte sie zwei Reihen schneeweißer kräftiger Zähne. Ihr geschmeidiger Körper war gewandt wie der eines kaskadierenden Raubtiers.

Die junge Zigeunerin fühlte die Morgentälte ihr dünnes Gewand durchdringen, das Feuer war niedergebrannt, die Pfeife ausgegangen. Sie berechnete, daß es in zwei bis drei Stunden Tag werden mußte. Es war also Zeit, den Marsch gegen Dobritsch fortzusetzen, wenn sie die Stadt noch vor Morgengrauen erreichen wollte. Während des Gehens schweiften ihre Gedanken wieder zu Topal Ahmed zurück, dem sie die ihr zuteil gewordene Behandlung nicht vergessen konnte. Die Liebe zu Mustafa, die bisher ihr Herz ausgefüllt hatte, wich zurück vor der immer stärker werdenden Wut gegen Ahmed. Allmählich bildeten sich in ihrem Hirn Pläne, die auf einen Racheakt gegen den Räuberhauptmann hingingen. Wenn sie diese Pläne in die Tat umsetzte, konnte sie vielleicht ein glänzendes Geschäft machen und viel Geld verdienen. Die russischen Kommandanten der bulgarischen Truppen bezahlten Verräterdienste mit Händen voll echten silbernen Rubeln. Das war doch lohnender als die Spionagedienste, die sie den Räubern leistete.

Als sie beim Weichen der Nacht ihre elende Hütte am Rande des Städtchens Dobritsch erreichte, war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich entschädigen und rächen zugleich, indem sie Topal Ahmed und seine Bande den Truppen verriet. Gerächlos, ohne Vater, Mutter und zahlreiche kleine Ge-

schwister zu wecken, legte sie sich auf die Rohrmatte nieder, die der ganzen Familie als Ruhelager diente.

Schon am Morgen suchte sie die Wohnung des russischen Ortskommandanten auf. Der Bursche des Offiziers wollte die Zigeunerin hinausweisen; diese jedoch beteuerte, daß sie dem Kapitän Effendi sehr wichtige Mitteilungen zu machen habe, so daß der Soldat sie schließlich seinem Chef meldete. Sie wurde eingelassen, der Bursche, der als Dolmetsch dienen mußte, blieb anwesend.

„Effendim,“ begann sie mit der den Zigeunerinnen eigenen Dreistigkeit, „Sie suchen die Bande des Räuberhauptmanns Topal Ahmed.“ — Der Russe blickte das junge Weib mit erstaunten Blicken an: „Woher weißt du das?“ fragte er in barschem Tone. Noch bevor der bulgarische Bursche diese Frage überlegen konnte, erzählte Wisseh: „Ich bin heute Nacht von der Bande Topal Ahmeds angehalten worden. Die Leute haben mich eine Strecke Wegs mitgenommen. Da habe ich gelauscht, was sie untereinander sprachen. Der Hauptmann entwarf einen Plan und sagte zu seinen Leuten, er wolle in den nächsten Tagen das Dorf Mandartieu überfallen.“ Der Russe horchte auf. Es war auf Ahmeds Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt. Um diese zu verdienen, war ein wahrer Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen Truppenführern entstanden. Wenn die Mitteilungen der jungen Zigeunerin auf Wahrheit beruhten, so konnte er sein Glück machen. Zunächst fragte er vorsichtig: „Wo liegt denn Mandartieu?“ — „Das kann ich nicht beschreiben, aber hinführen könnte ich Sie wohl. Nur müßten Sie mir Männerkleider verschaffen, damit mich niemand in meinem Kostüm erkennt. Ich bin in dieser Gegend sehr bekannt und würde die Folgen zu fürchten haben, die mir der Ihnen geleistete Dienst bringen müßte.“

Der Russe war einverstanden und bestellte die Zigeunerin auf den nächsten Morgen vor Tagesanbruch. Männerkleider würden für sie hier bereit liegen, auch würde ein Pferd zu ihrer Verfügung stehen. „Welchen Lohn bekomme ich?“ fragte die Zigeunerin frech. „Fünfundzwanzig Rubel Silber, wenn wir dank deiner Fährtn die Bande samt ihrem Hauptmann in die Finger bekommen. Wenn du uns aber irreführst, wirst du aufhängt.“

Am nächsten Morgen rückte der russische Offizier mit dreißig Mann und der als Bulgare verkleideten Zigeunerin von Dobritsch aus auf Mandartieu. Wisseh hatte richtig geführt, und gegen Abend lagte der Zug an einem Buschwerk in unmittelbarer Nähe des Dorfes an. Hier wurde ein Bivak bezogen, zwei Posten wurden zwischen dem Busch und dem Dorfe selbst aufgestellt. Die Bewohner von Mandartieu wurden von den Soldaten informiert und erwarteten mit Ungeduld das Kommen der Räuberbande. Es gab ja keine größere Genugtuung für die Bulgaren als die Vernichtung einer türkischen Räuberbande, die den Schrecken des Landes bildeten.

Schon einige Nächte hatten die Truppen vergeblich gewartet. Da endlich meldete ein Posten das Heranrücken einer Räuberbande in Stärke von etwa zehn Mann. Der russische Offizier ließ die Räuber ins Dorf einziehen; dann umstellte er dies. Aus einigen Häusern hörte man bereits laute Hilferufe, da stürmten die Soldaten ins Dorf hinein. Mehrere Räuber, die Widerstand leisteten, wurden sofort niedergemacht. Die Zigeunerin sah ihren geliebten Mustafa, von einer Kugel aus dem Revolver des Offiziers durchbohrt, tot zur Erde sinken. Ihr Herz blieb kalt dabei, ihre von Rachedurst erfüllte Seele schrie nur nach Topal Ahmed.

Noch nicht ahnend, daß seine Bande von regulären Soldaten angegriffen wurde, trat Topal Ahmed aus einem Hause auf die Dorfstraße. Vor ihm stand der russische Offizier mit erhobenem Revolver. „Ich ergebe mich,“ rief er aus und streckte bereits sein Gewehr. Da hörte er eine ihm bekannte Weiberstimme: „Das ist er! Das ist Topal Ahmed!“ Ahmed erkannte die Zigeunerin Wisseh. Blitzschnell hob er die Flinte und jagte der Verrätherin eine Kugel in den Kopf. — Dann warf er die Waffe zu Boden, streckte seine Hände aus und sagte: „Nun hängt mich auf.“

Der vergessene Kuß.

Von Wilhelmine Balthinester.

Von allen Enkelkindern, die der alte Muzel hatte, war ihm die Tonerl das liebste. Erstens, weil sie die schönste war, und der alte Kenner hatte von jeher sehr viel für Schönheit übrig, und zweitens, weil sie das Herz am rechten Fleck hatte. Aber gerade dieses liebe Mädel bekam keinen Mann oder, besser gesagt, wollte sich nicht zur Ehe entschließen. Sechszwanzig war sie nun, ihre beiden jüngeren Schwestern waren längst Hausfrauen und Mütter. Das war dem Großvater nicht recht.

„Na, Tonerl, wirst du amal in den Ehekräft ein müß'n!“

Tonerl wachte die Achseln: „G'laßt mir aba taner!“

„Bist halt a bisserl a' stols!“

„Kann scho lan, aba i bin scho amal so!“

„Schau nur, daß nit sit'n bleibst dabei!“

„Lag mir a nix dran!“

„Was, alte Jungfer willst werd'n? Da red' i aba aa was drein!“

„s wird spät, Großvater, i muß ject hoam zur Muatta. Psilat di Gott!“ Und sie gab ihm den Abschiedskuß, den sich der Alte von diesen feinen, glatten Lippen immer sehr gut schmecken ließ.

„Heirat'n muß die Tonerl doch!“ brummte er hinter ihr her und dachte dabei an all das Burschenvolk, das im Dorfe lebte und liebte. Der Tonerl würdig war eigentlich keiner. Wer von diesen jungen Kerlen verdiente das Brautmädel? Großvater seufzte.

Drüben in der Tischlerwerkstatt, die durch eine Tür mit seiner Stube verbunden war, machten sie Feierabend. Der Lois, sein Meistergeselle, der ihm die Werkstatt führte, seit er selbst durch seine Gicht gezwungen war, im Lehnstuhl zu bleiben, kam herein, um abzurechnen.

„Is wirklich scho so spät g'word'n?“ fragte der Alte. „Man vergißt ganz die Uhr, wenn man mit an jung'n Madl plauscht. Die Tonerl war a'rad da.“

Der Lois beugte den Kopf etwas tiefer über die mit Ziffern bedeckten Papiere. Der Alte betrachtete ihn blinzelnd. Der war ja rot geworden! „Lois“, sagte er, „mir scheint, du bist mit deine achtundzwanzig Joahr no a bißl vüll schüchtern!“

„Wieso denn, Master?“

„Na halt so... Gib mir die Rechnungen her.“

Ein paar Tage später kam Tonerl wieder zum Großvater. Diesmal kam sie durch die Werkstatt herein. Sie hatte drinnen einen schadhaft gewordenen Schemel abgegeben, und Lois selbst hatte ihn übernommen. Die Tonerl war noch vor keinem Burschen errödet. Aber dieser Lois brachte sie mit seiner lospfloßen Verlegenheit so weit, daß sein Erröden sie anstetzte. Darüber ärgerte sie sich ject.

„Was hast denn woll'n dort drin?“ fragte der Alte und hatte wieder das Blinzeln in den Augen.

„An Schemel leiht mir der Lois a'famm.“

„Is a kreuzbraver Bursch“, der Lois. Hab' ihn gern wie an eignen Sohn!“ sagte der Großvater und sah ihr in die Augen.

„Is recht, daß mit ihm zufried'n bist!“ erwiderte Tonerl gefest wie eine Alte.

„Du, Madl, hör' mal an. Möchtest nit den Lois nehmen?“

Sie blickte zum Fenster hinaus und schluckte ein paar mal. Dann erwiderte sie, ohne den Großvater anzusehen: „Der Frau-mi-nit bringt ja sein Leben lang a' Erklärung a'famm!“

„San nit die schlechtesten, die Schüchternen!“ verteidigte der Großvater. „Die ham es oft tiefer drinnen als die Frechen!“

„Wollst mir deine Strümpf' zum Stopp'n geb'n!“ Sie ging zum Kasten, holte die Strümpfe, nahm Nadel und Fingerhut aus der Tasche und machte sich an die Arbeit.

„Tonerl! Was alü'n dir denn die Baden so?“ fragte der Großvater besorgt. „Is dir a' hoach da drin?“

„Na.“

„Wird halt von der eignen Sib' sein!“

Sie schwieg. Nach dem dritten Strumpf dunkelte es schon; sie mußte das Nähen aufgeben. Stumm saßen sie nebeneinander. Dann stand sie auf, um nach Hause zu gehen. Zerstreut gab sie dem Großvater die Hand. Er wartete auf den Kuß, aber er bekam heute keinen. Vielleicht ist sie böse, weil ich sie gnedt hab', dachte er schuld-bewußt.

Sie war schon bald zu Hause, als ihr einfiel, daß sie dem alten Manne, der so viel darauf hielt, keinen Kuß gegeben hatte. Sie wollte nicht, daß er glaube, sie sei ihm böse, deshalb machte sie eilig Kehrt und stand bald wieder vor dem Muzelhause.

In der Stube war es stockfinster. Sie wußte, daß Großvater gern im Dunkeln saß und ein kleines Nickerchen machte. Leise ging sie zum Fenster. Achtung, da sah er noch! Sie schlang beide Arme um ihn und küßte ihn.

Der Kuß wurde ganz anders erwidert als sonst.

Sie schrie auf.

„Tonerl!“ zitterte die Stimme des Lois, und seine Arme ließen sie nicht wieder los.

„I hab' a'moant, 's is der Großvater!“ stammelte sie. „Der is grad ins Bett! Und i sitz scho a Weil da und dent' an dich!“ Und darauf küßten sie sich so, als hätten sie jahrelang Versäumtes noch nachzuholen.

* „Landschaftliche Schönheit“. Von Geh. Studienrat Prof. Dr. H. Stürenburg. (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig.) In froher Wanderlust, wie sie wohl aus Ludwig Richters Zeichnungen zu uns spricht, hat der Verfasser dieses Büchleins in einem langen Leben die Natur in sich aufgenommen. Rückschauend auf alle Eindrücke, die sie ihm bot, versucht er festzustellen, was vornehmlich an der Landschaft den Beschauer lockt, erfreut und erhebt, um den Genuß an Wanderungen und Reisen zu einem bewußteren zu machen. Sorgsam ausgewählte Bildbeigaben veranschaulichen die Ausführungen und bilden einen reizvollen Schmuck des Büchleins.

„3. Zwischen Pol und Äquator“. Tiergeographische Lebensbilder von Dr. Kurt Floerke. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Dr. Kurt Floerke gibt nicht eine trodene Aufzählung aller möglichen Tierarten und ihrer Verbreitungsgebiete, sondern er bietet tiergeographische Lebensbilder, das heißt, er greift bezeichnende Typen heraus und zeigt uns, weshalb sie in bestimmten Ländern vorkommen und weshalb sie nicht darüber hinausgehen können. Sehr originell sind die in den Text eingefügten Rärtchen und schematischen Bilder, die den Stoff angenehm beleben.

* „Jacob Fugger der Reiche.“ Von Professor Dr. J. Strieder. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Der größte Kaufmann des 16. Jahrhunderts, der die damalige Welt umspannende mächtige Montanindustrie der Gläubiger der Kaiser und Päpste erhält hier eine Würdigung. Da auch Jacob Fugger nur aus seiner Umwelt heraus verstanden werden kann, so gibt der Verfasser zunächst ein Bild der drei großen Willenskreise, nämlich Italiens, Augsburgs und der Familie Fugger, in die der große Handelsfürst hineingestellt war. Auf diesem Grunde erstebt das Bild des Mannes und seines Wertes. Zahlreich sind die Parallelen, die sich zwischen der Zeit Fuggers und dem Kapitalismus der Gegenwart ziehen lassen. Die Industriekapitäne des 19. und 20. Jahrhunderts haben in Fugger ihren frühen Vorläufer; bis in einzelne Organisationsfragen hinein lassen sich die Vergleiche durchführen. Zum ersten Male tritt uns hier ein Kaufmann größten Stils entgegen, der in raschem Aufstieg ein gewaltiges Vermögen erwirbt und in das geschichtliche Leben bestimmend eingreift.

* Entdeckungsfahrten in den elektrischen Ozean: „Der Rundfunk“, 7. Auflage, von Slaby-Naiz. (Verlag von W. B. Neumann, Berlin SW. 68.) Das soeben erschienene Buch setzt sich aus zwei Teilen zusammen, von denen der erste die nie veraltenden Vorträge Professor Slaby über die Grundlagen der Elektrotechnik enthält. Der zweite, neue Teil behandelt die Entwicklung der Funktechnik, deren Pionier bekanntlich Slaby gewesen ist, bis zu ihrem heutigen Stand: dem im Vordergrund des Interesses stehenden Rundfunkwesen. Ohne ein trodenes Lehrbuch zu sein, will das reich illustrierte Werk allen am Rundfunk interessierten Kreisen, insbesondere den Laien die elektrischen Naturerscheinungen in fesselnder Weise näher bringen und ihnen die Möglichkeit geben, ihre eigene Anlage zu verbessern und zu ergänzen. Otto Naiz, der die gesamte Funktechnik wie kein zweiter beherrscht, hat den zweiten Teil des Buches flüssig und für jeden Laien gut verständlich geschrieben. Das über 300 Seiten starke Buch enthält mehr als 200 Abbildungen und ist auch sonst aufs beste ausgestattet.

* „Die Bewegungen im deutschen Bildungsleben und die deutsche Bildungseinheit. Von Staatsminister Prof. Dr. D. Voelck. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Auf knappem Raume entsteht ein anschauliches Bild des gesamten modernen deutschen Schulwesens und seiner bildungsgeschichtlichen Grundlagen. Von besonderer Bedeutung ist, daß es aus der Feder eines Mannes stammt, der an leitender Stelle bei seinem Aufbau beteiligt war.“

* „Erholungsfürsorge“. Ein Leitfaden zur Arbeit an erholungsbedürftigen Kindern. Von Dr. Karl Behm. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die vorliegende Schrift, die von dem leitenden Arzt der Kinderheilanstalt Bad Orb im Spessart verfaßt wurde, stellt auf ihrem Gebiet eine neuartige und bedeutungsvolle Leistung dar. Umfassend wird von allen Fragen gesprochen, die irgendwie zum Thema gehören, wobei auf die Ausbildung der jungen Mädchen wie auf die Arbeit an den Kindern in gleichem Maße Rücksicht genommen wird. „Mens sana in corpore sano“ könnte man als richtungsgebendes Wort über Behms

* „Deutschkundliche Bücherei“. Herausgegeben von Studentrat Dr. G. Wenz. (Verlag Quelle und Meyer-Leipzig.) „Deutsche Saklebre“. Von Geheimrat Prof. Dr. O. Bebaabel. — „Geschichte der deutschen Literatursprachen“. Von Prof. Dr. H. Kaumann. — „Das Volksbuch von Dr. Faust“. Von Privatdozent Dr. H. Engert. — „Aus Bekenntnis und Dichtung des Naturalismus.“ Von Oberstudientrat Dr. H. Köhl. 63 Seiten. Schon mehrfach haben wir auf die musterhaften Bändchen der „Deutschkundlichen Bücherei“ hingewiesen. Es ist uns eine besondere Freude, unsere Leser heute auf vier neue Hefte aufmerksam machen zu können. Auch der Laie kann sich an Hand dieser Bändchen mühelos über ein bestimmtes Gebiet orientieren.

* „Handbuch der Preussischen Unterrichts-Verwaltung, Jahrgang 1926“. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Die neue Ausgabe des bekannten Handbuches, an Zuverlässigkeit den früheren gleich, übertrifft diese erheblich an Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit. Sehr bereichert sind besonders die Angaben innerhalb der einzelnen Abschnitte. Dabin gehört u. a. die Aufzählung einzelner Fernsprech- und Postfachkontonummern sowie der Vornamen, wo diese bis jetzt fehlten. Am deutlichsten zeigt sich die inhaltliche Bereicherung bei der Akademie der Wissenschaften und den Hochschulen. Von ersterer sind die auswärtigen und die korrespondierenden Mitglieder aufgenommen, bei allen Hochschulen die Ehrenbürger (Ehrensensatoren, Ehrenmitglieder), die im Jahrgang 1925 nur von den Universitäten Königsberg und Berlin genannt waren. Als Nachschlagewerk über Behörden oder Personen im Bereiche des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sei das Werk empfohlen.

* „Jugend=Turn- und Sportbuch“. Von Dr. Edmund Neuendorff. Bongs Jugendbücherei. (Verlag von Rich. Bong, Berlin.) Die Jugend braucht auf dem weiten sonnigen Felde der Körperthätigkeit einen besonders erfahrenen Führer, der ihr alle Gebiete des Sports und Turnens, der Wettspiele und Leibesübungen erschließt und sie zugleich davor bewahrt, ihre Kräfte zu überanstrengen und sich zu schaden, anstatt zu nützen. Dieser Aufgabe wird das in Bongs Jugendbücherei erschienene „Jugend=Turn- und Sportbuch“ gerecht. Ein hervorragender Fachmann, der Direktor der preussischen Hochschule für Leibesübungen Dr. Edmund Neuendorff, hat hier aus reichster Erfahrung alles dargestellt, was sich nur für die Jugend eignet. Die zahlreichen, mit besonderer Sorgfalt ausgewählten Abbildungen fördern die Anschauung und verleihen dem Buche einen besonderen Wert.

* „100 Kreuzwort- und andere Rätsel.“ (Verlag C. F. Pögel u. Co., Berlin SW. 48.) Rätselraten ist heute ein Sport, dem sich jung und alt verschrieben hat. Wo man auch hinfährt: In der Straßenbahn, im Restaurant, beim Mittagssnack, ein jeder findet Ablenkung und Erholung im weitesten Maße beim Raten eines Kreuzworträtsels. In geschmackvoller Form und vornehmster Ausführung sind 100 der verschiedensten Rätsel in dem Buche zusammengestellt. Natürlich dominiert auch hier das Kreuzworträtsel.

* **Holtmar-Schubart, „Mieterschubgesetz“** nebst der Verfahrensordnung der Reichsregierung für die Mieteneinigungsämter vom 19. September 1923 und den preussischen Ausführungsverordnungen (mit Kommentar). Zweite Auflage, besorgt von Amtsgerichtsrat Dr. Schubart. (Verlag Georg Stille, Berlin.) Die neue Auflage ist wieder aus der Praxis für die Praxis geschrieben. Sie erläutert das Gesetz in der neuen Fassung eingehend für die Anwendung. Besonderer Wert ist auf Beispiele gelegt, sowie auf ein handliches Sachregister. Eine Kostentafel erhöht die praktische Brauchbarkeit.

= „Neun Lieder“. Nach Gedichten von Walter Hasencamp komponiert von Julius Weismann, op. 81 (Steingraber Verlag, Leipzig). Lieder, die für Gesang und auch für Klavier von nicht geringer technischer und musikalischer Schwierigkeit sind. Bei möglichst vollendeter Ausführung dürften die stimmungsvollen Kompositionen — „Die unsichtbare Kirche“, und „Dieses nur“ — seien besonders hervorgehoben — ihre Wirkung nicht verfehlen.
O. D.